



JOHANNES GUTENBERG
UNIVERSITÄT MAINZ



GESCHICHTS- UND KULTURWISSENSCHAFTEN

HISTORISCHES SEMINAR

ARBEITSBEREICH OSTEUROPÄISCHE GESCHICHTE

Studentische Tagung zur Osteuropaforschung:

Was bleibt?

Erinnerung in Ost- und Südosteuropa

Programm:

Freitag, 22.09.2023

Philosophicum (P6), Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Jakob-Welder-Weg 18

9.30 Ankunft (Raum P6)

10.00-11.30 Begrüßung, Keynote: Prof. Alfred Gall (JGU Mainz) (Raum P6)

11.45-17.00 Panels (Raum P12 und P15)

Zeit	Panel 1a (Raum P12)	Panel 1b (Raum P15)
11.45-13.15	<p>Charlotte Hennen (Mainz) "Die russische Censur und ihr Einfluss auf Literatur und Leben": Was darf (nicht) bleiben?</p> <p>Jan-Erik Pruschke (Mainz) Zwischen Sammeln und Erinnern: Die Bibliothek der Mainzer Osteuropakunde</p> <p>Simon Schulz (Heidelberg) Wenn Historiker*innen Geschichte verfälschen: Die sowjetische Konstruktion des ‚Erzfeindes‘ USA und deren Nachwirkung</p>	<p>Marco Maffeis (Wuppertal) „Ein Roadtrip ins Gedächtnis. Fang den Hasen von Lana Bastašić“.</p> <p>Pavle Knežević (Wien) Vuk Draškovićs Zeugnis der Jugoslawienkriege in seiner Autobiografie Ožiljci Života (2022) als Kritik an der serbischen Desinformations- und Vergessenskultur</p> <p>Miriam Brost (Bochum) „Was ich davon weiss, habe ich gelesen. Denn erzählt hat es keiner“: Ivna Žics ‚Großvaterpoetik‘ zwischen Verstummen und Erinnern</p>
13.15-14.00	Mittagessen (Raum P6)	

	Panel 2a (Raum P12)	Panel 2b (Raum P15)
14.00- 15.30	<p>Rebekah Manlove (Jena) Ko su bili partizani? - Wer waren die Partisanen?</p> <p>Andrea Marošević (Innsbruck) Bosnien und Herzegowina: Wo Kriegsverbrecher Helden sind</p> <p>Matthias Schreckeis (Graz) "Am Altar der Heimat". Der Mythos Bleiburg und kroatische Gedenkkultur</p>	<p>Daniel Schmidt (Bremen) „Körperloses Erzählen“: Konstruktionen von Narration in Literaturen des Traumas</p> <p>Peter Becker u. Karl Sommer (Halle) Erinnern können – verzeihen müssen!? Erinnerungsnarrative aus Literatur und Gesellschaft zum Genozid an der armenischen Bevölkerung</p>
15.30- 16.00	Kaffeepause (Raum P6)	
	Panel 3a (Raum P12)	Panel 3b (Raum P15)
16.00- 17.00	<p>Nina Miric (Basel) „Ukinuti embargo na istinu“: Das Embargo gegen die Wahrheit aufheben: Goli otok als jugoslawische Erinnerungsstrategie in der SKJ-Parteizeitung Borba</p> <p>Paul Birkner (Mainz) Kino und Feiertage als Instrumente der Erinnerung: Jahrestage der "Befreiung" Rigas in Wochenschauen der sowjetischen Zeit</p>	<p>Eneko Mauritz (Mainz) Als Migrant in Istanbul. Erinnerung eines Journalisten. Die Memoiren von Nikolaj Nikolaevič Čebyšev.</p> <p>Muriel Nägler (Bremen) „Sofort erinnere ich an meine Jugend und natürlich an den Krieg“: Sinnstiftungsstrategien in Selbstzeugnissen ehemaliger kriegsgefangener Rotarmistinnen</p>
17.00- 20.00	Pause	
20.00	Film- und Kneipenabend, vorauss. in der Bar jeder Sicht	

Samstag, 23.09.2023

Philosophicum (P6), Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Jakob-Welder-Weg 18

9.30 Ankunft (Raum P6)**10.00-11.30** Vorstellung Junge DGO und Junge SOG, Keynote: Dr. Elisa Satjukow (Universität Leipzig) (Raum P6)**11.45-15.00** Panels

Zeit	Panel 4a (Raum P12)	Panel 4b (Raum P15)
11.45-13.15	<p>Alexandra Jaworska (Wrocław) Ostpolen 1945 in der polnischen Erinnerungskultur</p> <p>Jannick Piskorski (Hamburg) Polen A und B in der postkolonialen Theorie und in der Popkultur</p> <p>Annika Häberlein (Köln) Zum Greifen nah oder doch so fern? Immaterielles Kulturerbe zwischen Tradition, Transformation und Teilhabe: Krakauer Krippentradition</p>	<p>Lena-Marie Franke (Greifswald) Rezeption früher tschechischer Shoah-Literatur im Wandel</p> <p>Alexey Markin (Hamburg) KünstlerInnen nach dem Gulag: Transformation der Erfahrung stalinistischer Repression in der bildenden Kunst</p> <p>Agathe Formanek (Wien) Requiem: Die lyrische Aufarbeitung von Leiderfahrungen im Stalinismus bei Anna Achmatova</p>
13.15-14.00	Mittagessen (Raum P6)	
	Panel 5a (Raum P12)	Panel 5b (Raum P15)
14.00-15.00	<p>Anja Höfer (Leipzig) Peter I. als Machtsymbol des gegenwärtigen Russlands?</p> <p>Christian Belzer (Mainz) Nationalheld, Kriegsgrund, Völkermörder? Erinnerungen an Bohdan Chmel'nyc'kyj</p>	<p>Alan Avdagić u. Felix Herold (Jena) Das Krimgotische – ein Kuckucksei?</p>
15.00-15.30	Kaffeepause und Feedbackrunde (Raum P6)	
16.00	Stadtführung: Osteuropa in Mainz	

Freitag, 11.45 – 13.15

Panel 1a (Raum P12)

Charlotte Hennen (Johannes Gutenberg-Universität Mainz): „Die russische Zensur und ihr Einfluss auf Literatur und Leben“. Was darf (nicht) bleiben?

Der Frage was erinnert wird (was bleibt?), ist immer auch die Frage implementiert was überhaupt erinnert werden kann. Was zensiert wurde und deshalb nie geschrieben werden durfte, was verändert werden musste oder was vernichtet wurde, scheint sich unserem Erinnerungsvermögen endgültig zu entziehen.

Umso wichtiger erscheint es die Motive, Intentionen und Praktiken dieser Beschneidung näher zu betrachten, um die Fährte des Ausgelöschten aufzunehmen und ihrer stellvertretend zu erinnern.

Im Beitrag soll versucht werden Zensur als politisches Instrument zur Herrschaftsausübung zu beschreiben und als historisches Phänomen nachvollziehbar zu machen. Dazu wird der Leitartikel „Die russische Zensur und ihr Einfluss auf Literatur und Leben.“ der 89. Ausgabe (fortgesetzt in Ausgabe 90) der 1841 in Leipzig erschienenen Press-Zeitung herangezogen, der sich der Beschreibung und Bewertung von Ziel- und Durchsetzung der Zensurpraxis im zaristischen Russland unter Nikolaus I. widmet. Dieser verspricht im aufgespannten Untersuchungsfeld als historisches Beispiel der historischen Phänomenologie gerecht werden zu können, denn besonders in Bezug auf die Rechtsverwirklichung des sogenannten „eisernen Gesetzes“ von 1826 und des Einflusses der darin gegründeten dritten Abteilung der Kaiserlichen Kanzlei als oberste Zensurinstanz verspricht die Quelle gewinnbringende Einblicke in die zeitgenössische Reflexion der Zensurpraxis Nikolaus I., die exemplarisch das Thema des Beitrags sein soll.

Vor allem die Art der Inhalte und Medien, die der Zensur anheimfallen sowie die Vorgehensweise und Motivation der Zensur erscheinen dabei von Interesse. Hierbei wird angestrebt aus historisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive Umfang, Art und Vorgehen der russischen Zensur näher zu kommen und deren zeitgenössische Reflexion und Bewertung nachvollziehen zu können.

Jan-Erik Pruschke (Johannes Gutenberg-Universität/Universitätsbibliothek Mainz): Zwischen Sammeln und Erinnern. Die Bibliothek der Mainzer Osteuropakunde.

„Eine fast unüberwindliche Schwierigkeit bildete für Dozenten wie Studenten das Fehlen einer Seminarbibliothek im neu begründeten Seminar für Osteuropäische Geschichte“ – in diesen Zeilen beschreibt Prof. Gotthold Rhode, ehemaliger Lehrstuhlinhaber für Osteuropäische Geschichte, die mangelnde Wissensinfrastruktur in den Anfangsjahren der Mainzer Osteuropakunde.

Die Einrichtung eines Lehrstuhls für Osteuropäische Geschichte und eines Lektorats für russische Sprache (später Slavistik), dass nicht aus einer universitären Tradition des Fachkanons wiedererrichtet wurde, war angewiesen auf spezialisierte Fachliteratur, um Forschung und Lehre zu betreiben. Nach Rhodes Einschätzung wuchsen die Bestände der OEG und Slavistik erst in den 1950ern nachhaltig an – aber wieso wurde in erster Linie eine Professur in Mainz eingerichtet, an einem Standort, der eine nur verschwindend geringe Anzahl an Forschungsliteratur zum östlichen Europa aufreiben konnte und von Grund auf neu aufgebaut werden musste? – Die Fragen, die hier aufgezeigt werden, deuten auf die institutionelle Verwobenheit zwischen Fach und Bibliothek. Eine

Bibliotheksgeschichte der Mainzer Osteuropakunde, eine Art Chronik lässt sich anhand der Akzessionsbücher und Kataloge als Quellengrundlage schreiben, wäre aber wenig zielführend. Denn welche Funktionen hat eine Bibliothek und ihre Bestände außerhalb von Literatur- und Informationsversorgung? Sind die Bestände im Sinne des cultural turn, nicht selbst zu Forschungsobjekten geworden?

Die Bestände der OEG/Slawistik I und II können nicht nur Aufschluss über die vertretenen Fächer und deren institutionellen Rahmenbedingungen geben, sondern geben Impulse zum Nachdenken über bibliotheks- und kulturwissenschaftliche Fragen. Wie kamen die Medieneinheiten in unseren Besitz und woher kommen sie (Provenienz)? Welche persönlichen Forschungsschwerpunkte der Professoren haben die Erwerbungspolitik beeinflusst? Was können die heutigen Standorte außerhalb von bibliothekstypischen Aufgaben vollbringen? – Nach der Wissenschaftshistorikern te Heesen ist eine zeitgenössische Bibliothek „[...] immer eine [...], die über ihre Bedingungen reflektiert“. Eine moderne Osteuropaforschung arbeitet die eigene Forschungsgeschichte auf, reflektiert kritisch und erinnert – Die hauseigenen Bibliotheken helfen dabei.

Simon Schulz (Universität Heidelberg): Wenn Historiker*innen Geschichte verfälschen. Die sowjetische Konstruktion des ‚Erzfeindes‘ USA und deren Nachwirkung.

Unterschiedliche Akteur*innen beeinflussen, woran erinnert wird und wie Gesellschaften ihre Vergangenheit sehen. Neben Zeitzeug*innen, Politiker*innen und Kulturschaffenden gehören dazu auch diejenigen, deren Beruf die Auseinandersetzung mit Geschichte ist: Historiker*innen. Die Einordnungen und Interpretationen der Vergangenheit durch professionelle Geschichtswissenschaftler prägen die Wahrnehmung einer Gesellschaft – von Schüler*innen im Geschichtsunterricht bis hin zu Autor*innen historischer Romane. Doch auch Historiker*innen sind in ihrem Urteil über die Vergangenheit abhängig von den politischen und gesellschaftlichen Prozessen ihrer jeweiligen Gegenwart.

Dieser Beitrag möchte einen Fall untersuchen, in welchem solch eine Umdeutung – oder Verfälschung? – der Vergangenheit durch Historiker*innen massiv beeinflusst hat, wie eine spezifische Wahrnehmung der Vergangenheit in die Gegenwart transportiert wurde: den Ursprung der sowjetisch-amerikanischen Feindschaft.

Nicht wenige Historiker*innen in Ost und West sahen und sehen diesen in der US-Beteiligung an der Intervention der Alliierten im ehemaligen Zarenreich von 1918-1920. Doch dieses Geschichtsnarrativ ist ein Produkt des Kalten Krieges. Vor dessen Beginn galt jede damals mächtige kapitalistische Nation als möglicher Initiator der Intervention, England, Frankreich, Japan – nur nicht die USA. Als sich jedoch Ende der 1940er-Jahre der Kalte Krieg abzuzeichnen begann, schrieben sowjetische Historiker die Geschichte um. In ihren Texten wurde aus den zurückhaltenden USA der Mastermind einer gigantischen Verschwörung, der Anführer kapitalistischer „Raubtiere“, die auf die Unterwerfung des sowjetischen Volkes hingearbeitet hätten.

Diese Umdeutung – oder Verfälschung? – der Geschichte hatte massive Folgen für die Wahrnehmung der sowjetischen und amerikanischen Vergangenheit. Sie bildete nicht nur das offizielle Geschichtsbild der UdSSR, sondern provozierte auch eine anhaltende Auseinandersetzung in Amerika. Während dort orthodoxe Historiker*innen das zuvor wenig beachtete Thema umfassend untersuchten, um den sowjetischen Vorwürfen amerikanischer Expansion Paroli zu bieten, traten revisionistische amerikanische Historiker*innen auf den Plan, die ganz ähnliche Thesen präsentierten wie ihre sowjetischen Kolleg*innen: der Kalte Krieg beginnt 1917.

Was bleibt? Ein durch ideologische Schlachten deformiertes Geschichtsbild, das in die Gegenwart transportiert wurde und bis heute Einfluss nimmt auf die Wahrnehmung zahlreicher Menschen in den USA, der ehemaligen UdSSR und der ganzen Welt.

Panel 1b im Raum P15

Marco Maffeis (Bergische Universität Wuppertal): Ein Roadtrip ins Gedächtnis. Fang den Hasen von Lana Bastašić.

Zwei Freundinnen treffen sich nach zwölf Jahren Funkstille wieder. Die Ich-Erzählerin Sara lebt nun in Dublin, als sie einen Anruf von Lejla bekommt, die sie bittet, ihr bei der Suche nach ihrem verschollenen Bruder zu helfen. Die abenteuerliche Reise durch den Balkan führt sie von Mostar nach Wien über Banja Luka, wo die beiden aufgewachsen sind. Für die Protagonistin wird der Roadtrip unvermeidbar zu einer Reise in die Vergangenheit – in ihre eigene und in jene ihres Heimatlandes Bosnien.

Die Narration beginnt in medias res, mehr noch: inmitten eines Satzes. Mit einem halben Satz wird die Geschichte auch enden. Jedes Kapitel erzählt von der Gegenwart und, in Klammern, als ob es weniger wichtig wäre, von der Vergangenheit der Protagonistinnen. Obwohl sie direkt betroffen waren, geht es nicht um Krieg, vielmehr geht es um die Effekte des Terrors auf die Menschen, gesehen aus dem Blickwinkel eines Kindes: Lejla wird zu Lela, Hunde werden vergiftet, Menschen verschwinden.

Was der Hase vom Titel bedeutet, erschließt sich nicht sofort. Die Freundinnen begraben zwar ein Kaninchen, das Lejla gehört hatte, aber das ist nicht alles. Der Hase auf dem Cover, der ein Porträt von Albrecht Dürer abbildet, ist nicht zufällig. Außerdem gibt es Anspielungen auf den Hasen von Lewis Carrolls Alice in Wonderland. Die Frage ist: Was heißt es, den Hasen zu fangen?

Pavle Knežević (Universität Wien): Vuk Draškovićs Zeugnis der Jugoslawienkriege in seiner Autobiografie Ožiljci Života (2022) als Kritik an der serbischen Desinformations- und Vergessenskultur

Am 24. März 2022, wenige Wochen nach dem russischen Angriff auf die Ukraine, wurde in Belgrad der 23. Jahrestag des Beginns der NATO-Luftangriffe auf Serbien vor größter Kulisse, im Beisein des Patriarchen der serbisch-orthodoxen Kirche, des Präsidenten und unter hoher medialer Aufmerksamkeit begangen. Am „Tag der Erinnerung“ (Dan sećanja) wird der Opfer, ebenso wie der Agression der westlichen Großmächte, vor allem der USA, gegen das „schuldlose“ Serbien, das zwar „vergeben, aber nie vergessen wird“, gedacht, und somit das serbische, heroische, vom Kosovo-Mythos ausgehende Opfernarrativ fortgesetzt. Vor dem Hintergrund des Krieges in der Ukraine ist hierin auch ein Ausdruck der Positionierung Serbiens an der Seite des Putin-Regimes zu sehen.

Vuk Drašković, Schriftsteller und einer der führenden Figuren der serbischen Opposition zu Zeiten des Milošević-Regimes und der jugoslawischen Zerfallskriege, veröffentlicht 2022 seine Autobiografie Ožiljci života (Narben des Lebens), explizit in Reaktion auf die in Serbien vorherrschende Desinformation in Bezug auf dessen jüngste Geschichte - die durch fortgesetzte Propaganda induzierte, kollektive „Lobotomie“, die auch die pro-russische Perzeption des Ukrainekrieges in Serbien bedingt. Drašković tritt in seiner Autobiografie als moralischer Zeuge der Zerfallskriege in Jugoslawien auf, der die Entscheidungen der Regierung aus nächster Nähe und am eigenen Leib, durch zwei überlebte Attentate und konsequente, mediale Diffamierung, erfuhr, die Verbrechen des Regimes anklagt und der Leserschaft die wahren Vorgänge ins Gedächtnis bzw. überhaupt erst ins Bewusstsein rufen will.

Seine Erinnerungen stehen in starkem Kontrast zur medial vermittelten, kollektiven Erinnerung, die an ausgewählte Ereignisse und Orte, wie den Kosovo, die Krajina oder die Bombenruinen in Belgrad geknüpft ist und aus der die nationale Identität konstruiert ist – die weder Schuld noch Verantwortung bei sich selbst sucht. Die mangelnde Bereitschaft zur transnationalen Integration des Landes leistet jeder Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit Vorschub - die Isolation garantiert die Aufrechterhaltung des nationalen Selbstbildes.

Miriam Brost (Ruhr-Universität Bochum): „Was ich davon weiss, habe ich gelesen. Denn erzählt hat es keiner“. Ivna Žics ‚Großvaterpoetik‘ zwischen Verstummen und Erinnern

„Schweigen ist nicht (nur) die stille Rückseite der Sprache – weit eher eine ihrer prägnantesten Facetten“, so Hartmut von Sass. Dementsprechend definiert er das Schweigen sogar als Tätigkeit, als „präzisiertes Reden“. Doch was ist, wenn buchstäblich ‚die Worte fehlen‘, und Schweigen nicht als intentionale Alternative zum (gesprochenen) Wort besteht – wie im Fall des Verstummens?

In Ivna Žics Die Nachkommende (2019) und Wahrscheinliche Herkünfte (2022) wird das Verstummen des Großvaters, das als Unterbrechung der Erinnerung an die eigene Familiengeschichte gewertet wird und aus Krieg, Migration und Trauma resultiert zu einer „Großvaterpoetik“ stilisiert. Beide Bücher der gebürtigen Kroatian, die als Kind in die Schweiz gekommen und in deutscher Sprache als Theaterregisseurin und Autorin tätig ist, beschäftigen sich mit der Frage, welche Auswirkungen das (Ver-)Schweigen auf die Erinnerung hat und welche Schritte gegangen werden müssen, um diese Erinnerung nicht nur als individuelle Lebensgeschichte, sondern auch als die Geschichte der eigenen Familie weitertragen zu können.

Während sich das Verstummen des Großvaters durch sein Aufhören mit der Malerei, sein Lösen von Kreuzworträtseln eng an außerliterarische Medien gebunden erzählen lässt, sucht Ivna Žics Erzählinstanz, die Enkelin, sowohl in Die Nachkommende als auch in Wahrscheinliche Herkünfte nach intradiegetischen Strategien, das Verstummen zu überwinden und die Erinnerung des Großvaters als Erinnerung an die eigene, postjugoslawische Geschichte zu integrieren.

Welche Strategien sind das, und lassen sich diese auch als selbstreflexive Untersuchung des literarischen Handelns (vom Balkan) lesen? Carsten Zelle bezeichnet die Literatur in der Moderne als „eine Literatur hart am Rand des Verstummens“ – in Ausweitung auf die Literatur(en) seit der Moderne stellt sich für meinen Vortrag die Frage nach der Form einer Poetik, die als Großvaterpoetik in Stellung gebracht wird, die aber zugleich eine Poetik der Migration, des Verstummens, der (verlorenen und wiederzufindenden) Erinnerung ist. Dieses Thema der Erinnerung ist es, das in seiner unterschiedlichsten literarischen Ausgestaltung als eine Kernthematik transnationalen Schreibens gelten kann, und das in diesem Zuschnitt den Balkanraum als genuin transnationalen Raum zum Gegenstand meiner Untersuchung macht. Und: Kann das Verstummen nicht auch den ersten Schritt der Ausweitung einer (literarischen) Sprache markieren, die sich über Erzählklischees zum Balkanraum hinwegsetzt?

Freitag, 14.00 – 15.30

Panel 2a im Raum P12

Rebekah Manlove (Friedrich Schiller-Universität Jena): Ko su bili partizani? - Wer waren die Partisanen?

„Bratstvo i jedinstvo“ – „Brüderlichkeit und Einheit“ war der Leitspruch des sozialistischen Jugoslawiens. Ethnische Konflikte in den Grenzen des Staates sollten überwunden werden. Das Vorbild dafür wurde in den Partisanen gesehen, die sich durch ihre diverse Zusammensetzung als Modell für die Integration der jugoslawischen Völker anboten. Neben den Staatsvölkern, die meist im Zentrum der Untersuchung der jugoslawischen Partisanenbewegung stehen, lebten viele weitere ethnische Gruppen auf dem Territorium des Staates. Sie waren regional unterschiedlich verbreitet abhängig von mehreren Jahrhunderten der Zugehörigkeiten zu verschiedenen Imperien und deren Ansiedlungspolitik, Vertreibung und Lebenschancen in den jeweiligen Gebieten.

Eine der besonders multikulturellen Regionen Jugoslawiens war das Westbanat. Geprägt durch die Ansiedlungspolitik des Habsburger Reiches an seiner Grenze zum osmanischen Reich und die spätere Zugehörigkeit zur ungarischen Reichshälfte, wurde die Region nach dem Ersten Weltkrieg zwischen Rumänien und dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen aufgeteilt, nur ein kleiner Teil verblieb bei Ungarn. Die ethnische Zusammensetzung variierte von Ort zu Ort. Deutsche, Ungarn und die Angehörigen des neuen Staatsvolkes waren die größten Gruppen, aber auch Slowaken, Rumänen, Tschechen, Roma und weitere Gruppen konnten lokale Mehrheiten aufweisen. I

zn meiner Bachelorarbeit, die ich als Grundlage für den Vortrag nutzen möchte, will ich mich damit beschäftigen, wie die verschiedenen ethnischen Gruppen im Westbanat nach dem Zweiten Weltkrieg in das Narrativ von „Brüderlichkeit und Einheit“ integriert wurden, bzw. welche Rollen ihnen innerhalb der Staatsideologie zugewiesen wurden. Einen Zugang zu diesem Thema, auf den ich mich im Vortrag fokussieren will, bieten minderheitensprachige Denkmäler in der Region, die sich mit dem Zweiten Weltkrieg beschäftigen, in der Zeit des sozialistischen Jugoslawiens errichtet wurden und bis heute überdauert haben. Mit Hilfe der linguistic/semiotic landscape studies möchte ich mich der Darstellung von und Erinnerung an ethnische Minderheiten in den Partisaneneinheiten annähern und meine bisherigen Feldforschungsergebnisse präsentieren.

Andrea Marošević (Universität Innsbruck): Bosnien und Herzegowina. Wo Kriegsverbrecher Helden sind.

Mehr als dreißig Jahre sind seit dem Beginn des Bosnienkriegs vergangen, und noch immer prägt der vergangene Krieg das tägliche Leben der bosnischen Bevölkerung. Von der Verweigerung des Völkermordes in Srebrenica bis zur Feier des Beginns des Massakers am 09.01. wollen die Menschen den Krieg entweder nicht hinter sich lassen oder sind gezwungen, sich täglich daran zu erinnern.

Ein Beispiel dafür ist die große und wachsende Zahl von Wandbildern, die Kriegsverbrechern gewidmet sind, die zu lebenslanger Haft verurteilt wurden. Eines der am häufigsten gemalten Gesichter ist das des serbischen Kriegsverbrechers Ratko Mladić, der an vielen Orten in der Republika Srpska, aber auch in Serbien Wandbilder hat. Besonders beunruhigend ist ein Eingang in der Stadt Kalinovik mit Mladićs Wandbild und den Worten "Die Stadt der Helden".

Nicht viel besser ist die Situation auf der kroatischen Seite in der Herzegowina, wo man Wandbilder sehen kann, die Slobodan Praljak, dem kroatischen Kriegsverbrecher, gewidmet sind. Slobodan Praljak beging im Gefängnis Selbstmord, nachdem der Richter sein Urteil verlesen hatte, und so zum Märtyrer für das wurde, was er und - angesichts der Lage in Bosnien - viele Menschen für die Wahrheit

halten. Valentin Inzko, der frühere Hohe Repräsentant für Bosnien und Herzegowina, sagte einmal, dass die Situation so ist, dass man eine touristische Karte mit allen Städten mit Wandmalereien von Kriegsverbrechern erstellen könnte.

Dies alles zeigt den Geisteszustand zumindest eines Teils der bosnischen Bevölkerung, aber auch die Folgen eines Krieges und die dahinter stehenden Überlegungen. Vor allem aber zeigt es, wie sensibel das Thema Krieg für diejenigen ist, die ihn erlebt haben und die noch immer jeden Tag mit den Erinnerungen daran leben müssen. Was in Bosnien bleibt, ist ein schwer zu rettendes, kompliziertes Verhältnis zwischen den drei Nationalitäten, eine fremde Rechtsprechung und ein Zustand zwischen Weitergehen und Erinnern.

Matthias Schreckeis (Universität Graz): „Am Altar der Heimat“. Der Mythos Bleiburg und kroatische Gedenkkultur.

Im Mai 1945 flohen tausende Nazi-Kollaborateur*innen aus dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawiens in Richtung Österreich. Nach der Zurückweisung der Kapitulation durch die Britischen Streitkräfte in der Kärntner Stadtgemeinde Bleiburg/Pliberk, kam es zu Zwangsmärschen und Massenerschießungen, durchgeführt durch Jugoslawische Partisan*innenverbände.

Die Erinnerung an diese Geschehnisse manifestierte sich in geschichtsrevisionistischen Narrativen – dem „Mythos Bleiburg“. Öffentlichen Ausdruck fand dies insbesondere auf den von 1952 bis 2019 jährlich stattfindenden und stetig wachsenden Gedenkveranstaltungen in Bleiburg/Pliberk, deren quantitativer Höhepunkt 2015 mit etwa 30.000 Teilnehmer*innen erreicht wurde. Das jährliche Treffen sowie damit zusammenhängende Publikationen wurden allesamt vorrangig von der internationalen Ustascha-Diaspora organisiert.

Seit der kroatischen Unabhängigkeitserklärung 1991 gewann das Treffen große Bedeutung als identitätsstiftender Erinnerungsort Kroatiens. Diese Aufladung im kollektiven Gedächtnis Kroatiens ist einerseits auf die staatlich verordnete Tabuisierung in Jugoslawien, andererseits auf die lange Aufbauarbeit der Ustascha-Diaspora und weiters auf die Übernahme und Propagierung des Mythos Bleiburg durch den ersten kroatischen Präsidenten Franjo Tuđman (1990-1999) zurückzuführen. Er nutzte den Mythos auch zur Schuldabwehr, indem er Bleiburg mit dem Ustascha-Todeslager Jasenovac gleichsetzte. Das Zusammentreffen wurde seit 1990 finanziell und symbolisch durch das kroatische Parlament unterstützt und bis heute werden mit dem Mythos Bleiburg verbundene Gedenkveranstaltungen live im kroatischen Staatsfernsehen übertragen.

Dies zeigt die Bedeutung, die Bleiburg bis heute in der kroatischen Gedenkkultur zum Zweiten Weltkrieg einnimmt. So sind auch affirmative Bezugnahmen auf den Ustascha-Staat stetes Element der Gedenkveranstaltungen. Diese Verherrlichung der Ustascha geschieht häufig mittels der Verwendung christlicher Metaphorik – ein Hinweis auf die eng verbundene Geschichte von Ustascha, kroatischer Diaspora und katholischer Kirche. Dafür wurden Publikationen der Ustascha-Diaspora und auf der Gedenkveranstaltung in Bleiburg/Pliberk gehaltene Reden mittels der kritischen Diskursanalyse nach Siegfried Jäger (1993) und Ruth Wodak (2000) untersucht. Ziel dieses Beitrags ist es die geschichtsrevisionistischen Narrative kritisch zu beleuchten und die Geschichte und Kontinuität des Mythos Bleiburg in den Kontext der kroatischen Gedenkkultur einzubetten.

Panel 2b im Raum P 15

Daniel Schmidt (Universität Bremen): „Körperloses Erzählen“. Konstruktionen von Narration in Literaturen des Traumas.

Nicht nur was wir erinnern, sondern wie wir erinnern hat sich in den letzten Jahren erheblich gewandelt. Erinnerungskultur ist nicht mehr nur noch zentriert um Gedenkstätten und Erzählungen

(vgl. Rothstein et al. 2020). Einer der wichtigsten Erkenntnisse um das Erinnern und Gedenken eines kollektiven oder familiären Traumas kam mit Marianne Hirsch Postmemory (Hirsch 2012).

Michael Rothberg unterstützte den Gedanken, dass jedes Trauma und jede Erinnerung an Gewalt gleichwertig zu betrachten ist und nicht im Wettkampf miteinander steht (Rothberg 2011). Auch in der Literatur erlebt das Erzählen von Gewalt und Trauma einen Prozess der Transformation. Dies liegt unter anderem an der wachsenden Anzahl von Autor:innen, deren Identität jenseits einer binären Definition von Nation oder Herkunft steht und dies oft autofiktional in deren Werke einfließt.

Diese Vielfalt zeigt sich dabei nicht nur in der Rhetorik jener Texte, sondern auch in den Ansätzen innerhalb der Romanstrukturen. Die oftmals postmigrantische Identität der Autor:innen führt zu einer Poetik der Hybridität, in denen oftmals – sprachlich, räumlich, national - Grenzen aufgelöst werden, sie bilden einen Raum gemäß des „dritten Raums“ (Bhabha 1994). Diese Narrationen erwachsen aus traumatischen Erlebnissen heraus, die literarisch aufgearbeitet werden (Katja Petrowskajas Vielleicht Esther, 2014), was auch in der Literaturwissenschaft immer mehr Bedeutung zuteil wird (vgl. Davis und Meretoja, The Routledge Companion to Literature and Trauma, 2020).

Die Achse, an der Narration und Trauma zusammenläuft, erweist sich oft als existenziell und wegweisend innerhalb des Textes. Sei es nun autofiktional oder nicht, die richtige Form zu finden ist ebenso vielfältig wie komplex. Das Erzählen oder Verarbeiten von Trauma geschieht dabei oftmals nicht über rein gesprochene Sprache, sondern durch den Körper und Handlungen, die von Trauma beeinflusst sind. Die geplante Arbeit versucht sich an einer Theorie der Literatur, in der die Poetik der Hybridität das Auflösen der Erzählung anhand fester Körper im Zentrum hat.

Dabei stehen nicht nur Fragen von Geschlecht im Vordergrund, sondern auch das Erzählen von Trauma in verschiedenen Formen innerhalb der Literatur, sei es durch Fotografie, kollektive Erinnerung oder bildende Kunst. Beispiele dafür gibt es in zahlreicher Form in der transnationalen Gegenwartsliteratur, besonders der Roman „Nach dem Gedächtnis“ von Maria Stepanova (2018). In der Arbeit soll das Konzept des „körperlosen Erzählens“ weiter definiert und ausgearbeitet werden, immer an der Intersektion von Herkunft, Geschlecht und Erinnerung.

Peter Becker und Karl Sommer (Martin Luther-Universität Halle-Wittenberg):
Erinnern können – verzeihen müssen!? Erinnerungsnarrative aus Literatur und Gesellschaft zum Genozid an der armenischen Bevölkerung.

Erinnern ist eine sehr unsichere Erkenntnisweise, wenn man bestrebt ist, die Wesenheit eines Gegenstandes zu begreifen. Zur Kategorie ‚Meinung und Imagination‘ subsumiert Hegel das Erinnern, das ausschließlich eine Leistung des Einzelnen, eben des Subjektes ist. Der Begriff Erinnerung erfährt verschiedentlich aber auch eine kollektive/gesellschaftliche Semantisierung. Er ist aus keiner aktuellen politischen Debatte mit historischem Bezug wegzudenken. Einmal als gesellschaftlicher Maßstab etabliert, wirkt er wie ein ‚Wundermittel‘. Noch die ärgsten vergangenen Gewalttaten lassen sich in gemeinsamer Erinnerung in einen produktiven Beitrag zum gesellschaftlichen Miteinander ummünzen. Längst hat sich also diese Subjektkategorie von ihrem individuellen Funktionszusammenhang gelöst (Assmann 1993; 2020).

Eine Tatsache, die von der Gegenwartsliteratur bis zum populärwissenschaftlichen Sachbuch (Wiedemann 2022) rezipiert und diskutiert wird. Der Frage nach individuellem Erinnern im Kontext des Genozides an den Armeniern während des Ersten Weltkrieges geht ein Debütroman aus dem vergangenen Jahr nach: In Laura Cwiertnias Text Auf der Straße heißen wir anders (2022) folgt die Protagonistin Karla den Spuren ihrer armenischen Familiengeschichte, in der die Autorin ein Erklärungsinteresse an der Vergangenheit konsequent an die persönliche Biographie bindet. Diese Form der Erinnerung zwischen literarischem Erzählverfahren und dessen Wirklichkeitsausweis eines Verstehensprozesses für die Autorin soll im Verfahren des Close Reading herausgearbeitet werden.

Im nächsten Schritt soll am Gegenstand des Völkermords an den Armeniern die Besonderheiten eines (deutschen) politischen Erinnerns herausgearbeitet und diese im Anschluss miteinander verglichen werden. Wie dabei individuelles und institutionelles Erinnern gesellschaftlich moderiert wird, soll diskutiert werden.

Vorab möchten wir unsere These formulieren: Individuelles und institutionelles Erinnern sind sachlich unterschieden. Letzteres vollzieht einen Übergang in ein nationales Kollektiv. Damit wird der Begriff des Erinnerns einer Funktion zugeführt, die die sachlichen gesellschaftlichen Interessensgegensätze innerhalb eines solchen Kollektivs nivelliert.

Freitag, 16.00 – 17.30

Panel 3a im Raum P12

Nina Miric (Universität Basel): „Ukinuti embargo na istinu“. Das Embargo gegen die Wahrheit aufheben. Goli otok als jugoslawische Erinnerungsstrategie in der SKJ-Parteizeitung Borba.

Die Nachfolgestaaten Jugoslawiens widmen dem ehemaligen Umerziehungslager Goli otok seit einigen Jahren zunehmendes Interesse. Dies geht auf wegweisende in den 2000er und -10er Jahren entstandene künstlerische und wissenschaftliche Beiträge zur Lagerinsel zurück, was vermuten ließe, dass die erinnerungspolitische Auseinandersetzung mit Goli otok auf die Zeit nach dem Zerfall Jugoslawiens zu datieren sei.

Die Artikelserie „Ibeovci“ in der SKJ-Parteizeitung Borba verdeutlicht hingegen anschaulich, dass das Ringen um eine Erinnerungskultur zu Goli otok kein ausschließliches Produkt der Nachkriegszeit ist, sondern bereits 1990 der Versuch unternommen wurde, einen Gedächtnisrahmen für eine kollektive Erinnerung an Goli otok zu schaffen. Die Zerfallskriege ab 1991 wirkten jedoch als Zäsur, die die Schaffung einer gesamtjugoslawischen Erinnerungskultur verunmöglichte und die Versuche, sie zu etablieren, ebenfalls in Vergessenheit geraten liess.

Die von der historischen Forschung bisher nicht untersuchte Artikelreihe wurde zwischen Januar und September 1990 veröffentlicht. Sie beinhaltet primär Beiträge von und über ehemalige Internierte Goli otoks, die im Zuge der Repressionswelle 1948 bis 1956 als (vermeintliche) Stalinist*innen im Umerziehungslager gefangen gehalten wurden. Daneben äusserten sich ehemalige Lagerwärter*innen, Geheimdienstmitarbeitende und politische Verantwortliche – beispielsweise Milovan Đilas – zu Goli otok. Zudem wurden Einordnungen von Journalist*innen, Historiker*innen und Politiker*innen sowie Leser*innenbriefe veröffentlicht. Diese Beiträge trieben die gemeinsame Aushandlung der Vergangenheit voran.

Trotz aller Differenzen vereint sie die Grundannahme, dass an der jugoslawischen Idee festgehalten, diese jedoch neu ausgerichtet werden sollte. Eine Vielzahl der Beiträge orientiert sich an der im Zusammenhang mit dem Holocaust entstandenen Phrase „Nie wieder“, die 1990 in Deutschland zu einer identitätsstiftenden Komponente der Erinnerungspolitik geworden war. Entsprechend lautet die These meiner Masterarbeit, dass die Borba versuchte, die Erinnerung an Goli otok zu enttabuisieren und sie in einen ähnlichen Rahmen einzufügen, um der Neuausrichtung Jugoslawiens eine geeinte Grundlage zu bieten. Gleichzeitig sollte damit den erstarkenden ethnonational(istisch)en Narrativen eine ethnisch übergreifende Erzählung entgegengesetzt werden. Die Artikelserie wird ausserdem zum Anlass genommen, die unterschiedlichen Umgänge mit Goli otok in den jugoslawischen Nachfolgestaaten zu beleuchten. Hierbei wird aufgezeigt, wie beispielsweise unterschiedliche Opfergruppen ins Zentrum der Erzählung gerückt werden, um Goli otok in die jeweilige nationale Erinnerungskultur einzupassen.

Paul Birkner (Johannes Gutenberg-Universität Mainz): Kino und Feiertage als Instrumente der Erinnerung. Jahrestage der „Befreiung“ Rigas in Wochenschauen der sowjetischen Zeit.

Als die Rote Armee am 13. Oktober 1944 in Riga einrückte, war die Stadt zwar befreit von den Nationalsozialisten – aber erneut besetzt von der stalinistischen Sowjetunion, die das vormals unabhängige Lettland annektierte und seine Bevölkerung massiv unterdrückte. Dennoch wurde die

Rückeroberung Rigas öffentlich als „Befreiung“ dargestellt und gefeiert, bis die Bevölkerung Lettlands um 1990 die erneute Unabhängigkeit errang.

Sowohl Festkultur als auch Wochenschauen, in jeder Kinovorstellung gezeigt und vor dem Fernsehen das einzige audiovisuelle Massenmedium, waren wichtige Instrumente sowjetischer Propaganda. In beiden Bereichen konnte die Sowjetmacht an lettische Traditionen anknüpfen, doch auch die Festkultur und Filmproduktion in Lettland wurden sowjetisiert: Der sowjetische Feiertagskalender wurde ebenso eingeführt wie der Personenkult um Stalin und Lenin, während die Wochenschau Padomju Latvija (Sowjetisches Lettland) vor allem über Industrie und Landwirtschaft berichtete – und über Feierlichkeiten.

In meiner Bachelorarbeit habe ich untersucht, inwiefern die Wochenschau mit ihrer Berichterstattung zu den Jahrestagen der „Befreiung“ Rigas sowjetische Herrschaft in Lettland legitimierte. Der Schwerpunkt lag auf den Jahren bis 1960.

Vier Themen lassen sich in den analysierten Filmberichten unterscheiden: Archivmaterial aus den Tagen nach dem 13. Oktober 1944, das unter anderem eine Parade durch Riga, aber keine Kampfhandlungen oder Kriegsschäden zeigt, kennzeichnet die Eroberung der Stadt als wichtiges und positives historisches Ereignis. Dazu trägt, zweitens, die aktuelle Berichterstattung über Feierlichkeiten bei, die von Festakten lokaler Eliten über Massenversammlungen bis zu sportlichen Wettbewerben reichen. Diese Ereignisse veranschaulichen die Beteiligung und damit Unterstützung der Bevölkerung für das sowjetische System. Die gezeigten Feierlichkeiten stimmen größtenteils mit Wochenschauen zu anderen Anlässen überein – eine Besonderheit sind Gedenkveranstaltungen an Soldatengräbern. Mehr noch als die Gefallenen würdigen die Filme, drittens, lebende Kriegsveteranen und stellen sie als Vorbilder und aktive Mitglieder der Gesellschaft dar. Neubauten in Riga führt die Wochenschau, viertens, als Belege dafür an, dass Lettland unter sowjetischer Herrschaft nicht nur wiederaufgebaut und modernisiert, sondern auch immer schöner und lebenswerter werde.

Insgesamt leisteten Wochenschauen über Jahrestage der „Befreiung“ Rigas in vieler Hinsicht einen Beitrag zur Legitimation der sowjetischen Herrschaft in Lettland: Sie verankerten sowjetischen Patriotismus auf lokaler Ebene, suggerierten Unterstützung der breiten Bevölkerung für das neue Regime, verkündeten Fortschritt und Modernisierung und vor allem verknüpften sie die sowjetische Herrschaft mit Freiheit. Dieses Geschichtsbild hat in Lettland bis heute Auswirkungen.

Panel 3b im Raum P15

Eneko Mauritz (Johannes Gutenberg-Universität Mainz): Als Migrant in Istanbul. Erinnerung eines Journalisten. Die Memoiren von Nikolaj Nikolaevič Čebyšëv.

Als Čebyšëv am ersten November 1920 Istanbul betritt, gingen an die zwei Jahre Revolution und Bürgerkrieg voraus. Ungefähr 15h vorher hat er Sevastopol verlassen, um sich in die Emigration zu bewegen. Vor und nach ihm kamen in etwa 150.000 weitere Flüchtlinge, teils Zivilbevölkerung teils Militär. Die nächsten zwei Jahre wird Istanbul zu einer neuen Heimat für den gelernten Juristen, der vor allem als Herausgeber der Zeitung Zarnic in einer von Briten und Franzosen besetzten Stadt arbeitet. Dreizehn Jahre später wird er in Paris seine Memoiren „Blizkaja Dal“ veröffentlichten, in denen er sich zu den Revolutionsjahren und zu seiner Zeit in Istanbul äußert. Wie er dabei auf sein vergangenes Leben blickt, mit welchen Mitteln und Begriffen er es beschreibt und welche ideologischen Färbungen dabei durchscheinen soll Hauptfokus dieser Arbeit sein.

Als Teil der „Weißen Bewegung“, also der monarchistischen Kräfte, ausgestattet mit einer dementsprechenden Geisteshaltung und Ideologie bewegt sich Čebyšëv in Istanbul in einer Stadt, die lange Zeit der heilige Gral des imperialen russischen Kaiserreiches war – dem Kaiser endgültig

versprochen, kurz nach Beginn des ersten Weltkrieges. Wie er mit dieser Gegenüberstellung umgeht, damals und dreizehn Jahre danach, gehört zu einer der Hauptfragen dieser Arbeit.

Memoiren als Quellengattung sind in der Hinsicht speziell, dass sie, anstelle anderer Selbstzeugnisse, immer schon eine Zielgruppe haben, die benannt werden kann und an denen sich der Text orientiert. Wie keine andere Quelle kann man an ihr auch ablesen, wie der Autor oder die Autorin, sich gerne selbst darstellen wollen.

Muriel Nägler (Universität Bremen): „Sofort erinnere ich an meine Jugend und natürlich an den Krieg“. Sinnstiftungsstrategien in Selbstzeugnissen ehemaliger kriegsgefangener Rotarmistinnen.

Während des Zweiten Weltkriegs diente in der Roten Armee zum ersten Mal in der modernen Kriegsführung eine große Zahl an Frauen als reguläre Soldatinnen, viele von ihnen gerieten in deutsche Kriegsgefangenschaft. Trotzdem gab es auf deutscher Seite bis Ende des Krieges kein einheitliches Vorgehen und der Umgang mit den Frauen war verschiedenen Faktoren abhängig. Diese reichte von der Erschießung sogenannter Flintenweiber direkt nach der Gefangennahme bis hin zur Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft oder der Überstellung in ein Konzentrationslager.

Für die Rotarmistinnen bedeutete die Gefangennahme physische, emotionale und häufig auch sexuelle Gewalterfahrungen. Während die Behandlung der kriegsgefangenen Rotarmistinnen mittlerweile vermehrt in der Forschung Beachtung findet, wird auf die Perspektive der Frauen auf die Gefangenschaft und die Auswirkungen dieser auf ihr weiteres Leben kaum eingegangen. Denn auch nach dem Sieg der Alliierten war der persönliche Leidesweg oft noch nicht vorbei. So mussten sie zunächst das sowjetische Repatriierungssystem durchlaufen, das für einige in Repression und erneuter Lagerhaft endete. Wie aus den Selbstzeugnissen ersichtlich wird, war auch ihr weiteres Leben durch die materiellen und körperlichen Folgen der Kriegsgefangenschaft geprägt.

Schwerpunkt dieses Vortrags wird der Aspekt der fehlenden Erinnerungsmöglichkeit sein, da das gesellschaftliche Klima in der Nachkriegszeit die Frauen in doppelter Hinsicht zum Schweigen nötigte – da sie als Frauen in der Armee gedient hatten und da sie in Kriegsgefangenschaft gerieten. Dieser Umstand spiegelt sich nicht nur in der geringen Zahl an Selbstzeugnissen aus dieser Gruppe wieder, sondern zeigt sich auch in der fehlenden erinnerungskulturellen Beachtung. Ihre Erfahrungen passten nicht in die staatliche Heroisierung des Großen Vaterländischen Krieges und wurden deshalb aus der Öffentlichkeit ausgeblendet.

Die fehlende Repräsentation und große Diskrepanz zwischen dem Erlebten und dem offiziellen Narrativ ließ die Frauen verschiedene Sinnstiftungsstrategien entwickeln, das Erlebte in den eigenen Identitätsentwurf zu integrieren. Lediglich die Gruppe der kriegsgefangenen Rotarmistinnen, die in Ravensbrück inhaftiert waren, schafften es als Kollektivleistung, sich einen Platz im öffentlichen Gedenken der Sowjetunion zu sichern. In diesem Vortrag möchte ich verschiedene Sinnstiftungsstrategien in Selbstzeugnissen ehemaliger kriegsgefangener Rotarmistinnen darstellen.

Samstag, 11.45 – 13.15

Panel 4a im Raum P12

Alexandra Jaworska (Uniwersytet Wrocławski): Ostpolen 1945 in der polnischen Erinnerungskultur.

Ostpolen, auch als »Kresy« bezeichnet, nimmt einen besonderen Platz in der polnischen Erinnerungskultur ein. Unter diesem Begriff sind je nach dem historischen Kontext unterschiedliche Gebiete gemeint. Im 20. Jahrhundert handelte es sich dabei um die Gebiete, die östlich der Curzon-Linie legten. Die Mehrheit der polnischen Gesellschaft denkt dabei jedoch an diejenige Gebiete, die heutzutage der Ukraine angehören und die Teile von Weißrussland und Litauen werden außer Acht gelassen.

Die Entscheidung über die Verschiebung der polnischen Grenzen wurde durch das Abkommen von Jalta entschieden. Zu Polen kehrten unter anderem Niederschlesien, Pommern, Ostpreussen, Oberschlesien und Land Lebus. Der Begriff »Wiedergewonnene Gebiete« wurde durch die sowjetischen Behörden seit 1944 zu Propagandazwecken verwendet. Das Ziel war, diese Gebiete als einen Schadenersatz darzustellen, um die Gedanken an den Verlust von Ostpolen zu verwerfen. Es wurde auch von der Repolonisierung dieser Teile und ihrem polnischen Ursprung gesprochen. Die Polen wurden mit verschiedenen Mitteln gezwungen, das östliche Territorium zu verlassen.

In meinem Referat versuche ich, die Erlebnisse der polnischen Vertriebenen zu verfolgen. Besonders werden mich die Erinnerungen an dem ehemaligen Ostgalizien interessieren, wobei ich die sowjetische Besetzung als auch den polnisch-ukrainischen Konflikt und die Massaker erwähne, zumal sie immer noch einer wissenschaftlichen Analyse bedürfen. Ich werde die Aussagen der Zeitzeugen sowie die literarischen Texte benutzen. Die Thematik der Zwangsmigration wurde vor allem von der polnischen Nobelpreisträgerin, Olga Tokarczuk, in ihren mehreren Werken aufgegriffen, wie im Roman Taghaus, Nachthaus oder im Essay Das Schneewittchensyndrom und andere niederschlesische Träume. Ein anderes Beispiel liefert der Roman einer deutschen Schriftstellerin, Sabrina Janesch. Sie stammt aus einer deutsch-polnischen Familie und thematisiert in ihrem Buch die Erlebnisse ihres Großvaters, der 1945 Galizien verlassen musste.

Das Ziel meines Beitrags liegt darin, von der Notwendigkeit zu überzeugen, die Erlebnisse der polnischen Vertriebenen an die nachkommenden Generationen weiterzugeben und dabei die Rolle von »oral-history« zu betonen.

Jannick Piskorski (Universität Hamburg): Polen A und B in der postkolonialen Theorie und in der Popkultur.

Die Teilung Polens zwischen den drei Imperien Preußen, Österreich und Russland ist auch mehr als 100 Jahre nach der Wiedererlangung staatlicher Souveränität in Polen präsent. Das Narrativ des geteilten Landes spiegelt sich in der Motivkombination "Polen A" und "Polen B" wider.

Demnach ist das aus den preußischen Teilungsgebieten hervorgegangene "Polen A" in wirtschaftlicher und struktureller Hinsicht dem aus dem russischen und österreichischen Teilungsgebiet hervorgegangenen "Polen B" überlegen. Im Jahr 2013 wurde die Kampagne Why didn't you invest in Eastern Poland zum Gegenstand vieler Parodien, in denen Polen u. a. mit dem kolonialistischen und rassistischen Begriff „Bananenrepublik" charakterisiert wurde.

2016 landete Maria Peszek mit ihrem Lied "Polska A B C i D" auf Platz eins der polnischen Musikcharts. Das Motiv "Polen B" soll in diesem Paper als wiederkehrendes Thema der polnischen Popkultur analysiert werden, und zwar mit Bezug auf den post-kolonialen Diskurs über Polen, der seit den 2000ern geführt wird (Clare Cavanagh, 2004; Maria Janion, 2006).

Anknüpfend an Stanley Bill, der zeigte, dass dem dualistischen Begriffspaar authentisch-unauthentisch sowohl für konservative als auch für progressive postkoloniale Diskurse eine zentrale Rolle innewohnt (Stanley Bill, 2014), lautet meine These, dass Polen B als eine Projektionsfläche für einen originären Raum verstanden werden kann, vergleichbar mit der Vorstellung der postkolonialen Kresy im 19. und 20. Jahrhundert. Weiter stellt sich die Frage, inwieweit anti-russischen Denkmustern im gegenwärtigen Polen, die als post-kolonial charakterisiert wurden, z. B. die west-östliche Selbstverortung Polens in Abgrenzung zu Russland, sich auf die Wahrnehmung Ostpolens auswirken (vgl. Andrew Kier Wise, 2011; Tomasz Zarycki, 2014).

Annika Häberlein (Universität zu Köln): Zum Greifen nah oder doch so fern? Immaterielles Kulturerbe zwischen Tradition, Transformation und Teilhabe. Krakauer Krippentradition.

Im Dezember ist es wieder so weit: Eine Vielzahl von Krippenbauer*innen werden auf dem Krakauer Hauptmarkt ihre alljährlichen Werke im Rahmen eines Wettbewerbes präsentieren. Die aus dem 19. Jahrhundert stammende Krippentradition "szopka", welche sich durch ihre aus Papier, Pappe, Holz und Stanniolfolie gefertigten Bauwerke auszeichnet, steht seit 2018 als erster polnischer Eintrag auf der Liste des Immateriellen Kulturerbes der UNESCO. Die Krippen zeichnen sich besonders dadurch aus, dass sie Darstellungen von Krakauer Sehenswürdigkeiten aufgreifen und sich in ihren Figuren, Szenerien etc. auf historische, kulturelle und aktuelle gesellschaftliche Ereignisse und Themen beziehen – in Polen und weltweit.

Zugang und Relevanz: In der „szopka“ geht es um die Vermittlung zwischen Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem. Um die Bewahrung einer Tradition, um das Zulassen von Transformation und um die Motivation zur Teilhabe. Die Krippen fungieren als materielle Kulminationspunkte des Erbes. Vor allem Elemente historischer Gebäude werden in den Kunstwerken als Anknüpfungspunkte für die Beschäftigung mit historischen Ereignissen oder Persönlichkeiten genutzt. Doch auch neue Ansätze und Narrative zeigen sich in den Krippen:

Demonstrierende Figuren, Bauelemente in Regenbogenfarben, Materialien aus Abfallprodukten... Im letzten Jahr reagierte die Wettbewerbsjury auf diese Entwicklungen und schuf die neue Bewertungskategorie „szopka off“. Sie schafft einen Platz für Diskurse und Themen innerhalb der Tradition, die in den bisherigen Krippen weniger Raum und Stimme fanden. Der Umgang mit historischem Erbe verweist immer auch auf die übergeordnete Frage, wie eine Gesellschaft mit ihrer Geschichte umgeht. Die Public History beschäftigt sich ausgehend davon mit der Repräsentation und Präsentation von Geschichte, einschließlich Akteur*innen, Medien, Praktiken und Objekten. Immaterielles Kulturerbe als „zum Greifen nah“ zu beschreiben, bedeutet auch zu fragen, in welcher Relation Praktiken, Dinge, Traditionen, Geschichte, Vergangenheit, Menschen und Orte zueinanderstehen und wie im Zuge dessen Narrative von Geschichte, Vergangenheit und Erinnerung verhandelt werden.

Panel 4b im Raum P15

Lena-Marie Franke (Universität Greifswald): Rezeption früher tschechischer Shoah-Literatur im Wandel.

Das Paper beschäftigt sich mit tschechischsprachiger Shoah-Literatur, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit (1945-1949) entstanden und veröffentlicht worden ist, sowie mit dem Wandel ihrer Rezeption im Laufe der Zeit.

Die erste Phase der literarischen Verarbeitung der Shoah war von einem großen Publikationsdrang und großem Dokumentationsbedürfnis geprägt, brachte aber zugleich Texte unterschiedlicher Genres hervor. Zeitgenössische Rezensionen und Zeitungsartikel stellten eine „Welle“ der

„Gefängnisliteratur“ fest, welche literarisch wertlos und uninteressant sei. Während der Großteil der frühen Shoah-Texte schnell in Vergessenheit geriet, hatten einige Publikationen jedoch langfristigen Erfolg und wurden mehrfach herausgegeben und übersetzt. So erschien Ota Kraus und Erich Kulka's dokumentarisches Buch über Auschwitz *Továrna na smrt* (Die Todesfabrik) zwischen 1946 und 1964 insgesamt sieben Mal, wobei jede Neuausgabe mit teils massiven Überarbeitungen und Erweiterungen einherging. Ein Beispiel für eine wechselhafte Publikationsgeschichte, geprägt von Phasen der Ablehnung und der Anerkennung, ist hingegen Jiří Weils Roman *Život s hvězdou* (Leben mit dem Stern), der erstmals 1949 erschien, aber bereits kurz darauf vernichtende Kritik erhielt und wieder aus dem Verkehr gezogen wurde. In den 1960er und 1990er Jahren konnte der Roman jeweils wieder erscheinen, und erhielt seit den 1990ern eine breitere Anerkennung im In- und Ausland.

Das Paper verfolgt diese Entwicklungen, und nimmt dabei insbesondere die Wege der bis 1949 publizierten Shoah-Literatur seit 1989 in den Blick: Welche zuvor vergessenen oder abgelehnten Texte werden in den 1990er Jahren wieder erinnert? Inwiefern wird deren negative oder wechselhafte frühere Rezeption in den Medien reflektiert? Wie wird mit Ungenauigkeiten, und wie mit ideologisch oder von den Zeitumständen geprägten Texten umgegangen? Und schließlich - Was bleibt in der heutigen tschechischen Erinnerungskultur von diesen Texten der frühen Phase der Holocaust-Erinnerung? Diesen Fragen soll am Beispiel von Jiří Weils Roman *Leben mit dem Stern*, Ota Kraus und Erich Kulka's dokumentarischem Buch *Die Todesfabrik*, sowie weiteren Beispielen nachgegangen werden.

Alexey Markin (Universität Hamburg): KünstlerInnen nach dem Gulag: Transformation der Erfahrung stalinistischer Repression in der bildenden Kunst

Stalins Terror hat das Leben von Millionen von Menschen verschiedener Nationalitäten, Religionen und Gesellschaftsschichten zerstört. Auch zahlreiche Kulturschaffende wie FilmregisseurInnen, DichterInnen und SchriftstellerInnen wurden Opfer des Regimes. Die KünstlerInnen sind in dieser Liste keine Ausnahmen. Selbst diejenigen, die noch gestern das sowjetische System verherrlichten und es durch ihre kreative Arbeit stärkten, wurden als „Feinde des Volkes“ eingestuft. Unter denen, die während der „Säuberungen“ 1937-38 erschossen wurden, finden sich Dutzende bekannte Künstlernamen.

Die Geografie des Terrors ist das gesamte sowjetische Land. Die lettischen Avantgarde-Maler Gustav Klucis (1895-1938) und Aleksandr Drevin (1889-1938) sind erschossen und in einem Massengrab auf dem Butowo-Gelände in der Nähe von Moskau beigesetzt wurde (rehabilitiert 1956 und 1957). In der Ukraine hingerichtete NKWD im Jahr 1937 die KünstlerInnen Mychajlo Bojtschuk, Sofija Nalepynska-Bojtschuk, Iwan Padalka und Vasyl Sedliar aus der „Vereinigung der Revolutionären Kunst der Ukraine“ (ARMU). „Die Bojtschukisten“ wurden zwar im Jahr 1958 rehabilitiert, doch ihre Kunst blieb bis zum Ende der Sowjetunion verboten. Der deutsch-russländisch-lettische Maler Karl Kahl (1873-1938) und seine Frau Maria Martynova wurden in Tomsk als „deutsche Spione“ erschossen (1965 rehabilitiert). Der Landschaftsmaler Karl Kahl war Absolvent der Düsseldorfer Akademie und lebte in Riga und Wladiwostok. Die Liste der Namen kann man weiter fortsetzen. Es gibt immer noch einen Mangel an Forschung zu diesem Thema. Nicht alle Informationen sind verfügbar.

In meinem Bericht möchte ich jedoch über diejenigen sprechen, die überlebt haben. Diejenigen, die durch den Gulag gegangen sind und nicht nur zurückkehren konnten, sondern diese Erfahrung in ihren Werken reflektierten. Es handelt sich um die Autorinvisueller Tagebücher Jewfrossinija Kersnowskaja (1907-1995), den Grafiker und Plakatgestalter Savely Lapitsky (1924-2012), den Grafiker Boris Sweschnikow (1927-1998) und den Maler und Kunstkritiker Lew Kropivnitsky (1922-

1994). Diese KünstlerInnen sind sehr unterschiedlich, und ich möchte ihre Werke durch das Prisma ihrer Erfahrungen der Repression und Verfolgung betrachten.

Agathe Formanek (Universität Wien): Rekviem. Die lyrische Aufarbeitung von Leiderfahrungen im Stalinismus bei Anna Achmatova.

Der Gedichtzyklus Rekviem ist der Beitrag der russisch-sowjetischen Dichterin Anna Achmatova, um ihre persönlichen Erfahrungen mit den Verhaftungen ihres einzigen Sohnes zur Zeit des Bol'shoj Terror unter Iosif Stalin zu verarbeiten und in einen gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang zu setzen.

Der Vortrag soll sich nicht nur mit dem Rekviem an sich auseinandersetzen, sondern auch die gesellschaftspolitischen Umstände behandeln, unter denen Literaturschaffende in der stalinistischen Zwischenkriegszeit arbeiten und (über)leben mussten. Dabei soll Literatur, in diesem Fall konkret Dichtung, als Ausdruck von politischer Meinung und Umgehung der Zensur einerseits und als Vehikel der Erinnerungskultur andererseits thematisiert werden.

Sowohl inhaltlich als auch aufgrund seiner Entstehungsgeschichte kann das Rekviem als anschauliches Beispiel für dichterisches (und literarisches) Schaffen im Stalinismus fungieren, da sowohl die persönliche Leiderfahrung Achmatovas als Angehörige eines politischen Gefangenen, als auch die besondere, von Zensur und Bspitzelung gezeichnete Entstehungsgeschichte die Aussage und Wirkung des Werkes maßgeblich beeinflussten. Anhand ausgewählter Gedichte aus dem Zyklus wird die Frage diskutiert, inwiefern ein literarisches Werk stellvertretend für den Schmerz einer Generation stehen kann und dementsprechend persönliche, scheinbar individuelle Erfahrungen im Kontext politischer Repressionen allgemein nachvollziehbar werden.

Zur Beantwortung dieser Frage wird auch Achmatovas Persönlichkeit miteinbezogen, da sie im Verlauf des Zyklus den deutlichen Anspruch stellt, einen prominenten Platz innerhalb der öffentlichen Erinnerung einnehmen zu wollen, ja sogar den Titel einer Art Nationaldichterin für sich anstrebt.

Achmatovas Selbstbewusstsein, als Frau ihre persönliche Erfahrung im männlich dominierten öffentlichen Gedächtnis zentrieren zu wollen, ist ein weiterer Grund, das Rekviem als aussagekräftiges Fallbeispiel zu betrachten.

Samstag, 14.00 – 15.30

Panel 5a im Raum P12

Anja Höfer (Universität Leipzig): Peter I. als Machtsymbol des gegenwärtigen Russlands?

Unweit der lettischen Hauptstadt, im Ostsee-Badeort Jūrmala, findet sich in einem privaten Vorgarten eine bronzene Reiterfigur. Ohne Sockel nahezu unscheinbar vor einem luxuriösen Neubau situiert, erfährt der Vorbeigehende lediglich über einen QR-Code Näheres über die Statue. Auf Lettisch, Russisch und Englisch werden Informationen in Text und Bild bereitgestellt.

Es handelt sich um das Reiterstandbild Peters des Großen, welches 1910 in Riga anlässlich des 200-jährigen Jubiläums der Eingliederung Livlands in das Russische Kaiserreich errichtet wurde. Der Entwurf geht auf Gustav Schmidt-Kassel zurück. Emotional werden die Demontage im Jahre 1915 und das anschließende Verschwinden sowie die aufwendige Restaurierung des Denkmals in groben Zügen wiedergegeben. Zum aktuellen Aufstellungsort heißt es zum Ende des Beitrages in allen drei Sprachen recht kurz: „aus politischen Gründen hat sich der Rigaer Stadtrat gegen eine Platzierung in der lettischen Hauptstadt entschieden“. Nichtsdestotrotz stand Peter I. zur 800-Jahrfeier auf Initiative des Unternehmers Evgenij Gombergs kurze Zeit im Kronvalds-Park und lockte allerlei Schaulustige zu sich.

Aus Zeitungsartikeln Anfang der 2000er Jahre aber auch aus gegenwärtigen Gesprächen in Riga ergibt sich das Bild einer fragilen Erinnerungskultur. Ethnische Russen fühlen sich ausgegrenzt, Letten wollen sich von Machtsymbolen vergangener Regime befreien. Es entsteht eine Diskrepanz zwischen privatem Erinnern und nationalem Narrativ. In Bezug auf die Denkmalpflege stößt man neben der Frage nach Repräsentativität jedoch ebenso auf den künstlerischen und kulturellen Wert unliebsamer Objekte.

In diesem kunsthistorischen Beitrag soll der ikonographische Typus der Bronzefigur analysiert werden und anhand dessen eine Einordnung in den aktuellen politischen Diskurs erfolgen. Inwiefern unterscheidet sich die Darstellung Peters I. in unterschiedlichen topographischen und zeitlichen Räumen? Unmittelbar damit verknüpft ist die Wertung des ersten Kaisers des Russischen Reiches im heutigen Lettland und die konträren Auffassungen des Großen Nordischen Krieges in den nationalen Geschichtsschreibungen.

Christian Belzer (Johannes Gutenberg-Universität Mainz): Nationalheld, Kriegsgrund, Völkermörder? Erinnerungen an Bohdan Chmel'nyč'kyj.

Nicht erst seit dem Überfall Russlands auf die Ukraine wird ein regelrechter Kampf um die Deutungshoheit über historische Persönlichkeiten geführt. Aber gerade hier wird deutlich, wie unterschiedlich das Erinnern an eine bestimmte Person genutzt werden kann, um die eigene politische Agenda zu bedienen. So nennt der russische Präsident Wladimir Putin den von Bohdan Chmel'nyč'kyj geschlossenen Vertrag von Perejaslaw in seinem Essay „Über die historische Einheit der Russen und Ukrainer“ als eine Legitimation für seinen Krieg in der Ukraine, den er 2022 zu einem groß angelegten Angriffskrieg auf sein Nachbarland eskalierte.

In der Ukraine hingegen wird das Gebilde des von Chmel'nyč'kyj maßgeblich mitgestalteten Kosaken-Hetmanats als Vorgänger der modernen Ukraine gesehen und der Hetman und seine Saporoger Kosaken als Vorkämpfer der Unabhängigkeit verehrt. Neben diesen beiden nationalen Sichtweisen existiert eine weitere dritte, denn in der jüdischen Erinnerung ist der Hetman als der „böse Chmel“

eingegangen, da sein Aufstand gegen die polnisch-litauischen Krone zehntausende Juden im Gebiet der heutigen Ukraine das Leben kostete.

Diese drei Sichtweisen sollen vorgestellt und in der Hinsicht verglichen werden, inwieweit welche Aspekte ausgeblendet oder hervorgehoben werden, um ein bestimmtes politisches Ziel zu erreichen. Dabei soll keine normative Wertung der Nutzung vorgenommen werden, sondern vielmehr im Mittelpunkt des Interesses stehen, wie historische Erinnerung gezielt als politisches Machtinstrument genutzt und manipuliert wird.

Panel 5b im Raum P15

Alan Avdagić und Felix Herold (Friedrich Schiller-Universität Jena): Das Krimgotische – ein Kuckucksei?

Als der flämische Diplomat Ogier Ghislain de Busbecq Mitte des 16. Jahrhunderts in Konstantinopel mit zwei Gesandten von der Krim zusammentrifft, hat er bereits gerüchteweise über ein germanisches Volk im Osten gehört. Da einer der beiden Gesandten dieser Sprache mächtig zu sein scheint, notiert Busbecq etwa 70 Wörter samt lateinischer Übersetzung und einen unübersetzten Auszug eines Liedes aus dieser für ihn als niederländischen Muttersprachler germanisch erscheinenden Sprache.

Aufgrund ihrer geringen Größe, allerdings auch wegen verschiedenen Interferenzen – ein Krimgriecher als Zweitsprachler diktiert einem eine ähnlich klingende Sprache Sprechenden, mit teilweise unklarer Orthografie transkribierenden Chronisten (Busbecq), dessen Aufzeichnungen wiederum nach mehrmaliger handschriftlicher Abschrift unautorisiert 1589 veröffentlicht werden – lassen sich die überlieferten Sprachdaten Busbecqs nur mit einigen Annahmen interpretieren. Nichtsdestotrotz sind diese von hoher wissenschaftlicher Relevanz, bezeugen sie doch im Gegensatz zu anderen Trümmersprachen, von denen nur eine Handvoll Wörter, Toponyme (Ortsbezeichnungen) und Hydronyme (Gewässernamen) überliefert sind, einige lexikografisch aufgeführte Wörter des Kernwortschatzes. Dadurch gelang in der Vergangenheit eine Analyse, die das Krimgotische, wie von Busbecq vermutet, im Germanischen verortet.

Anders als der Name der Trümmersprache vorwegzunehmen scheint, sind die genauen Verwandtschaftsverhältnisse des Krimgotischen jedoch obskur. Gemeinsamkeiten in der Sprachentwicklung mit dem ostgermanischen Sprachzweig (Gotisch) aber ebenso mit den westgermanischen Sprachen wie dem Niederdeutschen oder Niederländischen lassen Interpretationsspielräume offen.

Gegenstand des Vortrages soll die Darstellung der Zuordnungsproblematik sein. Dabei werden wir auf die sprachlichen Gemeinsamkeiten und Unterschiede des Krimgotischen zu den Unterzweigen des Germanischen Phylums eingehen und über die verschiedenen Annahmen in der Krimgotischen Lautentwicklung referieren.

Dafür ist eine kurze Einführung in die Überlieferungsgeschichte von Busbecqs Wörterliste sowie den damit verbundenen Interferenzmustern grundlegend. Gleichzeitig soll auch ein kurzer Einblick zu den nicht auf einen germanischen Ursprung zurückzuführenden Wörtern des Krimgotischen gegeben werden und damit (mögliche) Kontaktphänomene mit anderen Sprachen angeschnitten werden.